

taturwissenschaftler und Philosophiehistoriker haben nicht nur darin viel voneinander zu lernen – und es ist ein Verdienst der Herausgeber, dieses Gespräch thematisch angelegt und pointiert zugespielt zu haben. Im Sinne eines griffigen Aufrufs zur historischen Kontextualisierung mag auch der titelgebende Vorschlag intendiert sein, die „Wolfenbütteler Fragmente“ aufgrund ihres „Entstehungskontext[es]“ (S. 1) als „Hamburger Fragmente“ zu bezeichnen. Durchsetzen wird sich diese Formulierung aber kaum, da der Sprachgebrauch der Herausgeber (und nur sie verwenden den Begriff) zwischen der vollumfänglichen „Apologie“ (z. B. S. 1 Mitte oder S. 5 oben) und den von Lessing publizierten Auszügen (wie auf S. 6 Mitte, oder auf S. 116 u. 119) variiert. Im ersten Fall ist es aufgrund der ausgearbeiteten Textgestalt des Werkes jedoch unangemessen, von Fragmenten zu sprechen, und im zweiten Fall macht die Rede von „Fragmenten“ nur und ausschließlich für das Lessingsche Veröffentlichungsformat Sinn, dessen Strategie nicht vor Wolfenbüttel entwickelt wurde. Erst unlängst konnte gezeigt werden, daß Lessing mit seinem Wechsel nach Wolfenbüttel zunächst Schritte in Richtung einer vollumfänglichen Veröffentlichung des Manuskripts

unternahm (D. Klein, Hermann Samuel Reimarus [1694–1768]. Das theologische Werk, Tübingen 2009 [Beiträge zur historischen Theologie 145], S. 173). Zudem wurde nochmals betont, daß präzise Umfangsbestimmungen von Lessings Version der „Apologie“ unmöglich bleiben (ebd. 180). Eine Irritation stellt für den Leser auch in der „Einleitung“ der Hinweis dar, Lessing habe auf Goeze „mit unerbittlich als *Anti-Goeze*. Erster bis Zwölfter durchgezählten Pamphleten [ge]antwortet“ (S. 2). Beim besten Willen kann man in der Zählung der Pamphlete nur auf elf kommen. Selbst wenn man mit Friedrich Schlegel den „Nathan“ als zwölften Anti-Goeze verstehen möchte, wird er doch nicht zu einem Pamphlet. Und auch wenn man von dem Vorhaben der literarischen Fortsetzung weiß, existiert davon doch einzig die Konzeption eines Mottos, nicht aber ein Pamphlet. Als Errata sind weiter zu benennen: Auf S. 343, Anm. 26, 2. Z. v. u. ist zu lesen „Junilius Africanus“ statt „Julilius Africanus“ (im Unterschied auch zu dem hier nicht intendierten, aber als bekannter vorauszusetzenden Julius Africanus), auf S. 182, Anm. 4, 3. Z. v. u. hochgestellte „3“ statt „4“, und auf S. 189, Anm. 52, zweite Z. v. o.: „gedoppelten“ statt „gedoppelten“.

Göttingen

Martin Kessler

Neuzeit

Rüdiger Drews, *Ludwig Windthorst. Katholischer Volkstribun gegen Bismarck*. Eine Biographie, Regensburg (Friedrich Pustet) 2011, 304 S., ISBN 978-3-7917-2408-9.

Wohl mit keinem anderen Namen ist die Politik und sind die Erfolge der katholischen Zentrumspartei im 19. Jahrhundert so eng verbunden, wie mit demjenigen Ludwig Windthorsts (1812–1891). Nach der grundlegenden Biographie von Margaret Anderson und den Editionen und Darstellungen Hans-Georg Aschoffs hat zum 200. Geburtstag dieser Identifikationsfigur des Zentrums Rüdiger Drews eine neue Lebensbeschreibung verfasst. Drews möchte in acht chronologischen Kapiteln Windthorst bewusst in seine Zeit einbetten, also „die Wirkung des Jahrhunderts auf sein Denken und die Entwicklung seiner Grundeinstellung“ erkennen (S. 12). Der in Ostercappeln bei Osnabrück in eine katholische Advokaten- und Gutsbesitzerfamilie geborene Ludwig erfuhr seine Ausbildung am neuhumanistischen Osnabrücker *Gymnasium Carolinum*, dann als Ju-

rastudent in Göttingen und Heidelberg. In der Studentenzeit macht Drews einen psychologischen Ausbruch Windthorsts aus Isolation und Komplexen, aber auch ein gewisses, vorsichtiges Liebäugeln mit dem Liberalismus, aus. Über seine damalige Glaubensüberzeugung waren hinter vorgehaltener Hand in der Nachwelt verschiedene Gerüchte im Umlauf, die nicht ganz zu der katholischen Identifikationsfigur der Zentrumsphalanx passen wollten. Der nüchterne, rationale Windthorst stand, so Drews S. 34 f., der religiösen Emotionalisierung und pompösen Zurschaustellung des Religiösen fremd gegenüber. Drews schenkt einer späten Notiz Lujo Brentanos (1844–1931) Glauben, der berichtet, Windthorst habe ihm gestanden, ungläubig geworden zu sein, bis ihm der Hermesianismus (theologische und philosophische Positionen sind hier und zum Teil auch an anderer Stelle nicht ganz präzise dargestellt) intellektuelle Hilfe gebracht hätte. Auch wenn sich Windthorst dann pflichtgemäß der Verurteilung des Hermes angeschlossen und pragmatische

ungeklärte Fragen suspendiert habe, sei hier doch ein wichtiger Grund zu finden für dessen spätere Ablehnung jedes klerikalen Integralismus und jedes religiösen Fanatismus (vgl. S. 37). Er wurde Anwalt in Osnabrück, heiratete 1838, tiefergehende philosophische und kulturelle Interessen oder Sensibilitäten für die soziale Frage scheint er damals nicht entwickelt zu haben, vielmehr arbeitete er angepasst an der eigenen Karriere, wurde 1842 in das Hannoversche Konsistorium berufen, 1849 Oberappellationsrat in Celle, 1851–53 und ab 1862–65 Justizminister in Hannover. Wie die Kirche selbst habe sich auch Windthorst zu dieser Zeit dem geistig-weltanschaulichen und kulturellen Kampf um die kritischen Köpfe verweigert, so Drews (S. 58). Seit 1849 war Windthorst als großdeutsch-antiborussischer, aber eher liberaler Parteigänger in der Zweiten Kammer in Hannover dabei Interessenanwalt der Forderungen seiner Kirche (Wiedererrichtung des Bistums Osnabrück). Geschicktes parlamentarisches Agieren beherrschte er bald mit Meisterschaft, konnte aber auch nicht verhindern, dass Hannover 1866 preußische Provinz wurde. Windthorst arrangierte sich und zog als Abgeordneter von Meppen-Lingen-Bentheim 1867 in den Berliner Reichstag ein, einige Monate später auch in das preußische Abgeordnetenhaus, wo er konsequent föderalistisch gesinnt einen preußisch dominierten Zentralstaat verhindern wollte. Individuen und Minderheiten, so war seine Perspektive, wollte er vor Rechtsverletzungen durch den preußischen Machtstaat schützen, die Nationalstaatsgründung von 1870/71 verstand er als Niederlage und forderte Garantien für die Freiheit der Kirche und die konfessionelle Schule. Nicht in der Bundesverfassung, sondern im Föderalismus selbst suchte er anfangs die Grundrechte abzusichern. Es begann das Zeitalter der Bismarck'schen Außenpolitik, aber auch des Kulturkampfes gegen die gerade wegen der neuen Papstdogmen vom Reichskanzler misstrauisch beobachtete katholische Kirche. Windthorst war ein Gegner des Unfehlbarkeitsdogmas, hat sich schließlich wider seine Überzeugung aber wie andere Zentrumsführer dann doch unterworfen, um nicht der Sakramente beraubt zu sein und zugunsten politischer Geschlossenheit und politischen Einflusses des Katholizismus. So stand er mit den Brüdern Reichensperger und Hermann von Mallinckrodt an der Spitze der Gründung der Zentrumsparterie, deren informeller parlamentarischer Führer er zunehmend wurde in seinem Eintreten für Kirchenrechte und Föderalismus, was den Dissens zwischen Liberalen und Ultramontanen in der

Partei überbrücken half. Recht detailliert schildert Drews, wie Bismarck angesichts der in seinen Augen preußen- und reichsfeindlichen Zentrums politik seine Zurückhaltung gegenüber der Kirche und ihrer Dogmen aufgab, mit Hilfe Adalbert Falks eine immer schärfer kulturkämpferische Politik fuhr und wie Windthorst sein wichtigster parlamentarischer Gegenspieler wurde, der zunehmend auch lernte, Medien- und Symbolpolitik zu betreiben und katholische Massen zu organisieren. Mit Bismarck und Windthorst rangen zwei überaus versierte politische Strategen über viele Jahre als Gegenspieler miteinander; seit 1878 war der Reichskanzler freilich politisch gezwungen, sich dem Zentrum wieder anzunähern. Die schrittweise Aussöhnung des Papsttums mit der Regierung hinter dem Rücken der Partei und Windthorsts selbst verletzten diesen tief (S. 199, 223–230) und desavouierten das Zentrum stark. Gegen direkte Weisungen des Papstes an die Zentrums politiker setzte Windthorst sich zur Wehr (S. 235–243, 247). In seinen letzten Jahren sah er, wie das „Kartell“ und damit Bismarcks Machtstellung zusammenbrach, aber auch immer mehr Gegensätze im Zentrum, etwa zu Fragen der staatlichen Sozialpolitik, manifest wurden. Drews Windthorst-Biographie ist eher eine Synthese bisheriger Forschungen, die aber kenntnisreich eigene Akzente setzt und die unermüdlichen Leistungen des Zentrumsführers stark aus einem kompensatorischen Bewusstsein erklärt. Vielleicht hätten der Studie noch etwas stärker synthetisierende Kapitel, die etwa die Politikkonzeptionen der Zentrumsführer systematischer dargestellt hätten, gut getan. Auf alle Fälle wird ein fundiertes Bild eines politischen Strategen entworfen, der die Politik einer neuen Partei erst mit konzipieren musste, der flexibler Pragmatiker blieb, dabei sich dem Föderalismus und einem emphatischen Begriff von Rechtsstaat verpflichtet wusste, stets den Anspruch der Überkonfessionalität erhob und gegen die Mehrheit nicht nur seiner Fraktion den Antisemitismus scharf ablehnte. Sein Vorstoß an den Papst, sich gegen die Bismarck'sche Germanisierungspolitik für die vertriebenen Juden einzusetzen, quitierte der Osservatore Romano mit der Notiz, bei diesen habe es sich doch meist nur um die „Pest der russisch-polnischen und galizischen Juden“ gehandelt (S. 218).

Regensburg

Klaus Unterburger

Bernd Jaspert, „Mönchtum und Protestantismus. Probleme und Wege der Forschung seit 1877“, Band 5, Das Mönchtum in evangeli-